

Dankworte von Prof. Ines Geipel

Liebe Lessingfreunde, liebe Freunde der Kritik, sehr geehrte Damen und Herren!

Es gibt gute Gründe, in diesem Augenblick sehr froh zu sein. Zum einen, dass es so einen Preis überhaupt gibt. Einen Preis für Kritik und damit in meinen Augen für einen Zustand – den der unentwegten Übung, des Fragens, Befragens, des Unterscheidens, eines Zustandes also der Kriterien und damit zwangsläufig der Erweiterung. Einen Preis, bei dem es genuin um das Suchen nach einem Maßstab geht oder wie Lessing es vorgeschlagen hatte: der Kritik als einem Bekenntnis »zum Weg der Untersuchung« und »zum klüglichen Zweifel«. Ich halte ein solches Anliegen für das, was uns heute so in Atem hält, für eminent wichtig. Zum anderen ist es rundum zum Freuen, dass man sich diesen Preis hier in Wolfenbüttel einhandeln kann. Lessing, klar, aber gleich hinter ihm fällt mir auch sofort der Name Paul Raabe ein, der in Sachen Bibliotheks-Idee wohl eine Art zeitgenössischer Lessing ist. Von 1992 bis zum Jahr 2000 war er Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle. Und wenn gerade in diesen Tagen viel von 30 Jahren Einheit die Rede ist, gehört Paul Raabe ins große Aufbauprogramm des Ostens unbedingt mit hinein. Er war wichtig, man könnte sagen eine Stifterfigur des Geistigen in Ostdeutschland nach 1989. Das betone ich, da die Aufbauleistungen insbesondere vieler Westdeutscher in letzter Zeit so auffällig unter den Teppich gefallen sind.

Durch Corona verzögert und schon wieder davon bedroht, freue ich mich zum Dritten, dass wir hier in diesem Theater – gleichsam in einem kurzen Zeitmoment – so ganz real zusammenkommen. Mir scheint es wie ein Wunder, das dabei ist, gleich wieder zu enden. Aber wir sitzen ja hier, das heißt, das Wunder findet statt. Von daher danke ich Ihnen allen besonders für Ihr Kommen. Ich danke der Jury des Lessing-Preises für die Vergabe des diesjährigen Preises an mich und möchte in diesem Zusammenhang ausdrücklich Prof. Dr. Cord-Friedrich Berghahn, Leiter – sowohl der Lessing-Akademie, als auch der Lessingpreis-Jury – sehr herzlich danken. Seit der Bekanntgabe des Preises – seit letztem November – sind wir, wie ich sagen würde, regelrecht einen Weg miteinander gegangen. Auf ihm war einiges nicht normal. Es ging um manches, vor allem aber um Klarheit, Überblick, Umsicht und ja, ohne Frage auch um Beistand. Dass ich all das von Ihnen und von denen, die über diesen Preis zu entscheiden haben, erhalten durfte, macht mich sehr froh und weiß ich sehr zu schätzen. Fast ist es, als würde ich den Preis heute zum zweiten Mal erhalten. Ich danke der Stadt Wolfenbüttel, ich danke der Braunschweigischen Stiftung, ich danke der Lessing-Akademie. Ganz besonders danke ich Dr. Helmut Berthold, der in unnachahmlicher Art gemäilt und organisiert hat, um die Fäden des Preises auf sehr feine Art zusammenzuhalten. Und ich danke Katharina Deffland von der

Lessing-Akademie, ohne die ein Sonntagmorgen wie dieser natürlich nicht denkbar wäre. Das weiß ja jeder.

Liebe Insa Wilke, sehr herzlichen Dank für Ihre gute, sehr berührende Laudatio und für den Raum, in den Sie meine Bücher und meine Arbeit gestellt haben. Ich war sehr gern in Ihren Worten zu Haus. Es fühlte sich richtig an. Sie sehen, es gibt allerhand gute Gründe, sich zu freuen, aufs Wärmste zu danken, froh zu sein, dass wir hier so real zusammen sein dürfen und auch zu würdigen.

Insofern kann ich zu Lessing kommen. Und damit zu einem, der in meiner Kindheit einfach da war, als Instanz, als jemand, zu dem man hinpilgerte. Von Dresden aus nach Kamenz, 40 Kilometer, in sein Haus mit den eingerundeten Zimmern, den denkwürdigen weißen Ziermöbeln, vor dem Haus die Büste von Knauer. Lessing – der Alte, die graue Eminenz, mit viel Schwung im zurechtgezimmerten Perückenhaar, etwas grünstichig angelaufen. Das Pilgern war Programm, Jahr für Jahr. Durch seine Flure laufen, in den Vitrinen das endlose Büchermeer bestaunen. Aber was sind schon Bücher in Vitrinen, wenn man Kind ist? Nach Lessing ging es auf den Hutberg, den kleinen Hügel gleich hinter Kamenz. Zwischen den Bäumen war es schön und um Längen interessanter als im Museum. Irgendwie mussten sie den Alten verschickt haben, in diese kleine, stille Stadt, oder ich weiß nicht mehr, was ich dachte, auf unseren notorischen Kamenz-Touren.

Im Großen Haus in Dresden dann immer der Nathan, immer die Minna. Theater mochte ich, die Stimmung, bevor der Vorhang aufgeht. Das Zischeln, Knistern, die Erwartung. Ich mochte den Klang der Sätze oben auf der Bühne. Sätze wie »Kein Mensch muss müssen« oder »Weiß ich nur, wer ich bin« oder »Unglück ist auch gut«. Die hatte der Alte garantiert auch für mich geschrieben. Die blieben drin. Wo sollten die auch hin? Lessing also, ein Stück innere Landschaft. Sächsische Landschaft. Aber was ist einem einer, der da ist wie das Wetter? Als ich Mitte der achtziger Jahre als Studentin einen Kommilitonen in Meißen besuchte, lief ich an einer Tafel vorbei. Auf ihr der Kopf mit den Seltsamlocken, diesmal im Relief. Darunter ein kurzer Text, in dem es hieß, dass Lessing hier mit 12 Jahren eine Lehrstelle erhalten habe. Ich stand vor der legendären Fürstenschule Sankt Afra und stutzte. Es war das erste Mal, dass hinter dem Namen Lessing für mich ein Mensch auftauchte. Ein Zwölfjähriger. Ein Junge. Später las ich, dass dieses Kind nur zu Ostern und nur aller zwei Jahre nach Hause durfte.

Mein Verhältnis zu Lessing blieb trotz Meißen steril. Mein Literaturherz war schlicht vergeben, an Kleist, an Hölderlin, an die Jenaer Frühromantiker, an die Gündertode. »Ich stand auf einem hohen Fels im Mittelmeer, und vor mir war der Ost, und hinter mir der West, und der Wind ruhte auf der See.« Ihr *Apokalyptisches Fragment* hatte mich sofort. Das war mein Ding.

Drum, wer Ohren hat zu hören, der höre! Es ist nicht zwei, nicht drei, nicht tausende, es ist Eins und alles; es ist nicht Körper und Geist geschieden, dass das

eine der Zeit, das andere der Ewigkeit angehöre, es ist Eins, gehört sich selbst, und es ist Zeit und Ewigkeit zugleich, und sichtbar, und unsichtbar, bleibend im Wandel, ein unendliches Leben.

Für mich der absolute Text. Es war das, was mich als Zwanzigjährige hielt, auf das ich gewartet, wonach ich gesucht hatte. Das war nicht Schwung, sondern echter Taumel. Wie die Wörter sich an die Hand nahmen, um im Inneren das Geheimnis des Textes zu verteidigen. »Das Ohr das Auge der Seele«, würde Boris Pasternak später darüber schreiben. Kleist und der Atem, Hölderlin und die Stimmen, Novalis und das Wundersame, die Träume, die Hymnen, die Günderode und ihr ozeanisches Gehör.

Und Lessing? War für mich ein Großsystem wie Goethe und Schiller. Zu viel Referenz, zu viel Bezug, zu viel Mann im Mann, zu viel Stamm im Stamm, zu viel Text im Text, zu viel Nation, zu viel Denkmal. Was hatte ich damit zu tun? Großsysteme interessierten mich nicht. Außerdem gab es noch etwas, was meine Skepsis befeuerte: Die DDR und ihr faustdickes Klassikprogramm. Klassik als nationale Parole. Die Trias Lessing, Goethe, Schiller als Taufpaten der jungen DDR, ihres aufgerufenen »echten, neuen Humanismus«, samt der unendlichen Geschichte von den großen, positiven Helden. Walter Ulbricht als der erste DDR-Diktator, der *Faust* zum wichtigsten Text für die kulturelle Erbmasse seiner Art Anfang machte und der der Auffassung war, in der DDR würde nun mit ihm der dritte *Faust* geschrieben. Ein Stück für »freie Menschen auf freiem Grund«.

Aber was war die Realität? Im Theater durften wir für zwei, drei Stunden die Guten, Schönen, Wahren, die Besseren und Freien sein. Verließen wir es, fanden wir uns im Einschluss wieder, unfrei und bodenlos. Eine Art Dauertraining in Schizophrenie, in der bei Lichte besehen das Vokabular eines Landes umgestülpt wurde. Auf der Bühne spielte das Ideal, draußen regierte dessen Konterpart und machte die Klassiker zum Steigbügelhalter der Diktatur. Der Regisseur Einar Schleaf, der 1976 in die Bundesrepublik ausreiste, bilanzierte 1990 in Frankfurt/Main das Konzept theatraler DDR-Identität mit seiner *Faust*-Inszenierung und verabschiedete es mit dem *Lied der Moorsoldaten* endlich von der Bühne.

Doch was hatte Lessing mit jener inwendig hohlen DDR-Programmatik zu tun? Nichts, überhaupt gar nichts. Außerdem hatte er es 200 Jahre zuvor ja schon selbst geschrieben: »Das Herz nimmt keine Gründe an. Man kann es tyrannisieren, aber nicht zwingen.« Und dennoch: Bei Lessing blieb die Distanz. Ich wollte nicht. Ja, sicher, seine Frauenfiguren – »die sich selbst gelassene Natur«, wie der Alte es formuliert hatte. Aber die Lessing-Frauen waren mir immer einen Tick zu tugendhaft, zu bemüht, zu arglos, zu schön. Dazu noch diese merkwürdig hölzernen, in sich verhakten Rätselmänner mit ihren Doppelhandlungen und verqueren Maskenspielen. Parabelfiguren, bei denen man nicht fertig werden sollte mit dem hohen Denken. Aber Theater ist doch kein Schachspiel! Es braucht Glut unter die Bretter. Braucht Fieber, Staunen, die Anarchie des Klangs, die

Sakramente der Poesie, vor allem aber das ganze Leben! Die schmutzigen Schürzen, das nasse Gefieder, das pure Fleisch und – Schuppen, ganz viele Schuppen, die wie klingende Silben auf die Zuschauer niederrieseln. Kurzum: Lessing war meine Sache nicht. Er blieb draußen.

Und dennoch war immer klar, dass sich Großsysteme wie diese nicht einfach durch Ignoranz erledigen lassen. Aber wo war die Tür? Mein Zugang zu Lessing kam spät, erst während meines Darmstadt-Studiums. Es war niemand anderes als der Zwölfjährige, das rausgeworfene Kind, das sich für sein Leben nichts anderes mehr vornehmen konnte, als »ein Mensch zu werden«. Der hochkarätige Konflikt mit dem Vater, der es sich, wie es in einem Brief des Sohnes 1749 zu lesen ist, angewöhnt hatte, »das aller-niedrigste, schimpflichste und gottloseste von mir zu denken.« Lessing und seine Wunde. Die kriegte mich dann doch. Da war einer, der händeringend nach einer Lösung suchte, genau genommen nach der Ablösung. Vom Vater, vom strengen Pfarrhaus, das das Leben des Sohnes ans Dogma binden wollte, es harsch einzunähen versuchte in seine traditionelle Christen- und Gelehrtenwelt. Und der an dieses System gebundene Schmerz? Wie davon loskommen? Äußerlich war der Bruch längst vollzogen und im Inneren? Von Lessing kein Wort darüber. Er tauchte vollständig ab, ins Immaterielle, in die Bücher.

Mit 17 ging er nach Leipzig und entdeckte dort das Theater für sich. War es das? War das die Möglichkeit, sowohl die Bindung an die heiligen Bücher, als auch an den Vater aufzukündigen? War das seine Weigerung, im Dogma zu verschwinden? Im Nachblick atemberaubend, wie zielsicher der junge Lessing auf Erfolg, auf Öffentlichkeit, auf Wirksamkeit, auf seine Konflikte zusteuerte. Aus »Dero gehorsamster Sohn«, wie er seine Briefe von Leipzig nach Kamenz trotzig unterschrieb, schälte sich über Nacht ein »Comoedienschreiber« heraus, bei dem die Themen waghalsig gesetzt, der Bann der Orthodoxie aber nicht gebrochen war. Wie auch? Es dauert halt, bis das sächsische Syndrom geknackt ist.

So richtig Fahrt schien der Lessing-Code erst aufzunehmen, als sich der Autor Richtung Preußen absetzte. Potsdam, Berlin. Sich in der Fremde neu denken. Offenbarungsreligionen gehen vom Wort aus, die Idee und die Praxis einer Freundschaft aber auch. Der Wert der Freundschaft, der zu der Zeit noch ein großer Unbekannter war, etwas völlig Neues. Lessing, der Protestant. Mendelssohn, der Jude. Beide Außenseiter, Ortlose. Die raus mussten und sich deshalb gegenseitig zu beheimaten versuchten. »Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde«. Klingt wie eine Formel, wie ein Schlüsselzitat. Für die beiden war es ihr Ort der intellektuellen Versuchung, der Offenbarung, des selbstbestimmten Curriculums. Ein rein bürgerliches Format. Eine Begegnung, die Lessing jene Unbeirrtheit, ja Sicherheit und Schärfe ermöglichte, die von heute aus nicht weiter aufgeladen zu werden braucht. Es ging um nichts weniger als Bewusstseinsgeschichte, um den Versuch, sanktioniertes Denken so gründlich wie

begründet beiseite zu räumen. Darum, mit den eigenen Texten, mit den Polemiken, Kritiken, mit seinen Literaturbriefen und Periodika, Stücken, Dramaturgien und Philosophien, mit seinem ganzen Format und Furor das moderne Bürgertum zu codifizieren, es durchzubuchstabieren, ihm ein Maß, einen Anspruch, eine Kultur des Seins und des Sinns an die Hand zu geben. Das war viel, unerhört viel. Und unerhört überhaupt.

Diese Avancen machten Genremauern obsolet. Sie mussten ihm, obwohl ganz und gar unüblich für die Zeit, schnuppe sein. Seine Mission: Literatur als Gesellschaftsmodell, das er immer auch als Attacke auf das »undenkende Leben« verstand. Wer so unterwegs war, schrieb keine Sentimentalstücke. Der setzte dramaturgisch gedacht Bömbchen, wollte mit seinen Texten die Politik aufmischen, eine andere Gesellschaft »herauffodern«, Politik in die Literatur versenken. Dafür brauchte er unsanktionierte Texte. Nicht nur Lessing trieb es weit hinaus, auch seine Texte wurden zu Hybriden, in denen Literatur, Polemik, Witz und Philosophie wie gute Freunde ihren eigenen Raum erhielten. Hatte dieses Dynamit seinen Preis? Natürlich. Lessing wurde zum Süchtling – zum Glücksspieler, Trinker, unruhig, depressiv, für lange Zeit beziehungsunfähig.

Wofür Lessing aber Kopf und Kragen riskierte, ist bei Lichte besehen nie mehr weggegangen. Es sind unsere Fragen, unsere Konflikte. Überindividuelle, epochale Themen. Der Glaube, das Nationale, die Moral, der Patriotismus, die Heimat, der Einzelne. Kleiner ging es bei ihm nicht. »Menschen sind«, steht in *Das Christentum der Vernunft*, »Wesen, welche Vollkommenheiten haben, sich ihrer Vollkommenheiten bewusst sind, und das Vermögen besitzen, ihnen gemäß zu handeln. Sein Motto: »Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß.« Hieß nichts anderes als Autonomie und Selbstsetzung, ja auch Selbstbehauptung. Der Lessing-Code samt Autor, der von Anbeginn doppelt adressierte: an die Zuschauer im Theater wie an die Buchleser. Wie schlau das war. Seine Dramen wurden auf dem Weg zu Bestsellern: da gespielt, hie gelesen, immer vieldiskutiert. Das muss man erstmal hinkriegen. Lessing der Medienprofi, der Wortunternehmer, der seine Figuren als Modelle verstand, als Versuchsanordnungen, als Spielfiguren in Ideenspielen, und der sein Programm gefunden hatte: in Berlin das tönende Gespräch, in Breslau die Sekretärsstelle im Sinn einer Mega-Stoffsammlung, in Wien seine gespielten Stücke, in Hamburg das Nationaltheater und an allen Orten seine irre Textflut. Auf gewisse Weise alles Predigten für ein ausgerufenes Weltbürgertum. Das war nicht nur fundamental, damit hielt er die Gesellschaft, die er im Text im Blick hatte, auch ordentlich in Trab, in einem permanenten Status der Kritik. Sein Angebot? Hinab in die »Labyrinth der Selbsterkenntnis«, um der inneren Unendlichkeit des Bewusstseins möglichst viel Raum zu geben. Geht es um Lessing, ist rasch von innerer Wahrheit die Rede. Ich würde ihn eher als den Meister des inneren Sinns bezeichnen. Er war Theatermann, er suchte die Kollisionen, die Plots, die Konzepte, die Diskurse, die Ideen, die Dramatik des Spiels.

Und für all das brauchte es natürlich auch noch ein dramatisches Finale. Das fand hier statt, in Wolfenbüttel. Die *Emilia Galotti*, die *Fragmente eines Ungenannten*, *Die Erziehung des Menschengeschlechts* und vor allem sein *Nathan* – die Essenz seines Textsteinblocks in der Idee der praktizierten Feindesliebe – sie wurde hier ausgearbeitet. Würde man in diesen Tagen nach Lessing fragen, dominierte wohl eher das Bild von einem trockenen Schreiberling, einem Denkknochen. Aber er passt nichts aufs tote Gleis. Mit Sicherheit hätte er bei der Premiere des Buches *Mit Rechten reden* mit auf dem Podium gesessen, sicher nicht, ohne vorher »mit einem Freund laut gedacht zu haben«. Bestimmt wäre er heute einer der bekanntesten Youtuber oder Blogger, aber wohl nur, wenn ihm dieses Format auch den Transport von Sinn garantieren würde. Man stelle sich vor, Lessing hätte statt Trump in den letzten Jahren mit seinen Textschlagern die Welt betwittert. Wo wären wir?

Für mich ist Lessing längst zur Art Zeitschneise geworden. Er war da, als ein blondes Mädchen seine ersten Schritte in einem zugeschlossenen Land zu gehen hatte. Heute bin ich mit ihm in meinem Erinnerungsland unterwegs. Er kennt die Wege und Ecken. Er war immer da. Ich kann mit ihm durch Kamenz, Meißen, Dresden, Leipzig laufen, ich kann mit ihm das Jetzt und das Vergangene miteinander sprechen lassen. Denn das war doch sein Programm: den Angriff zu fahren auf jede Art von Sichtbehinderung. Ich danke Ihnen sehr für diesen Preis, er bedeutet mir viel.

Erlauben Sie mir an dieser Stelle noch einige wenige Sätze zum diesjährigen Lessing-Sonderpreis: Die Menschenrechtsorganisation »Memorial«, die noch während der Perestroika in der Sowjetunion gegründet wurde, steht – wie Sie wissen – seit geraumer Zeit unter starkem Druck. Sie wird mit Bußgeldern überhäuft, weil sie nicht alle Publikationen mit dem diskreditierenden Label »Ausländischer Agent« kennzeichnen will. Als internationale Gesellschaft sieht »Memorial« den Kern der eigenen Arbeit darin, an die zahllosen Opfer des sowjetischen Staatsterrors zu erinnern. In eigenen Bibliotheken und Archiven sammelt die Organisation Dokumente aus den Arbeitslagern der Sowjetunion. Opferkarteien, Häftlingererinnerungen, Prozessunterlagen, Fotos, Häftlingskunst und Samisdat-Texte. Den Bibliotheken sind wissenschaftliche Informationszentren angegliedert, die das Repressionssystem erforschen. Diese Gedächtnisarbeit kollidiert jedoch mit der Stalin-Doktrin Putins, der den alten Diktator braucht, um seine Machtstrategien durchzusetzen. »In den letzten Jahren wurde unserem Versuch, der offiziellen Meinung ein Bild entgegenzusetzen, mit einer unglaublichen Hetze begegnet: Wir würden den Feinden Russlands das Wort reden«, sagt die auch in Deutschland sehr bekannte Historikerin und Publizistin Irina Scherbakowa von »Memorial«.

Staatliche Repression mobilisiert die Zivilgesellschaft und vor allem die Jungen. Ich bin sehr froh, dass der Lessing-Sonderpreis in diesem Jahr an drei junge Historikerinnen von

»Memorial« geht. An Jekaterina Melnikowa, Margerita Masljudkowa und Jekaterina Pawlenko. »Gerade die junge Generation, die nur Putin kennt, begeistert sich für die Dissidentenbewegung«, sagt die 26-jährige Jekaterina Melnikowa. Die Arbeit der Drei widmet sich dem Aufbruch, den Stimmen, den Geschichten und dem Gedächtnis der russischen Revolution von 1989/91. Es ist heute eine vergrabene Revolution. Jekaterina Pawlenko äußert:

Es ist uns wichtig, die erfolgreichen Erfahrungen der osteuropäischen Länder zu zeigen, um gewaltfrei Veränderungen herbeizuführen. In Russland ist das Jahr 1989 heute kaum noch in Erinnerung, es wurde durch den Putsch und die 1990er Jahre verdrängt. Die Erfahrung der Perestroika, die ersten Wahlen im Jahr 1989: Diese Themen werden heute in der Gesellschaft kaum angesprochen, und wir haben beschlossen, sie ins Gedächtnis zu rufen. Unsere Erklärung ist, dass gewaltfreier Protest funktioniert. Das reicht aber nicht. Es ist sehr wichtig, die Verantwortung nicht den Politikern zu übergeben, sondern selbst etwas zu machen und vor allem, uns nicht auseinanderdividieren zu lassen.

In einer Zeit, in der die Arbeit von »Memorial« unentwegt attackiert wird, in der Kritiker des Landes erschossen und vergiftet werden, verlangt das Engagement der drei Historikerinnen viel Zivilcourage, die nur zu bewundern ist. Mit dieser Auszeichnung gehört der Fall des sowjetischen Imperiums einmal mehr zur Geschichte Europas. Dieses Europa ist zuständig für eine gemeinsame, wache europäische Gedächtnisarbeit.

Es ist wenig genug, aber die Auszeichnung der drei mutigen jungen Frauen möchte das Signal geben: Wir sehen, wir würdigen, wir wollen Jekaterina Melnikowa, Margerita Masljudkowa sowie Jekaterina Pawlenko und ihre Arbeit unbedingt unterstützen.